

Manons Seelen-Interieurs, kühl und intim zugleich, waren der Zeit voraus – so wie Manon selber

Einen repräsentativen Querschnitt durch Manons Werk bietet die Fotostiftung Schweiz noch bis Ende Mai in Winterthur. Im Kunsthaus Zürich sticht sie unter 50 Künstlerinnen und Künstlern, die zum Thema «Kunst und Medizin» Stellung beziehen, hervor.

Jürg Zbinden 18.05.2022, 05.30 Uhr



Manon: Aus der Bildserie «Künstler Eingang», 1990.

Manon / 2022, ProLitteris, Zurich

Die Unversehrtheit der Kunstfigur Manon: eine Illusion. Bildschön und anbetungswürdig in den Augen der anderen, ungenügend in den eigenen. Die Kindheit in der Ostschweiz musste sie ohne familiäre Liebe durchstehen. Die Mutter ein mit psychischen Problemen beschäftigtes Mannequin, der Vater ein honorabler Professor der Nationalökonomie, dem seine Karriere wichtiger war als die aus der Art schlagende Tochter. Niemals besuchten die Erziehungsberechtigten eine Ausstellung der Frau, die vor einer Ewigkeit auf den Namen

Rosmarie hörte. Den sie mitsamt dem Familiennamen ablegte wie eine Akte, deren Inhalt keinen etwas anging. Nach der Scheidung von ihrem ersten Mann wählte sie einen Namen, der ihr allein gehören sollte. Sie nannte sich als erste Schweizerin Manon.

Im Vorjahr feierte ihre Ausstellung im Centre culturel suisse Paris trotz der Pandemie einen Grosse Erfolg. Nun bietet sich hierzulande die Möglichkeit, Verpasstes nachzuholen und sich der scheuen Künstlerin gleich in zwei Kulturstätten über ihr Werk anzunähern, in der Fotostiftung Schweiz in Winterthur sowie im Kunsthaus Zürich.

Ihr berühmtestes und offensichtlichstes Interieur ist bis heute «Das lachsfarbene Boudoir» (1974). Kein beliebiges Schlafzimmer, in dem Herr und Frau Schweizer vor Mitternacht die Augen zu- und am Morgen aufmachen, sondern Manons elegantes, detailgetreu nachgestelltes Gemach, in dem gelebt und geliebt und viel zu oft nur mithilfe von Tabletten geschlafen wurde. Ihre hemmungslos ausgelebte Föminität – und nicht etwa Ästhetizismus in eigener Sache – ist wie die Schlaflosigkeit kennzeichnend für die stets Ruhelose.

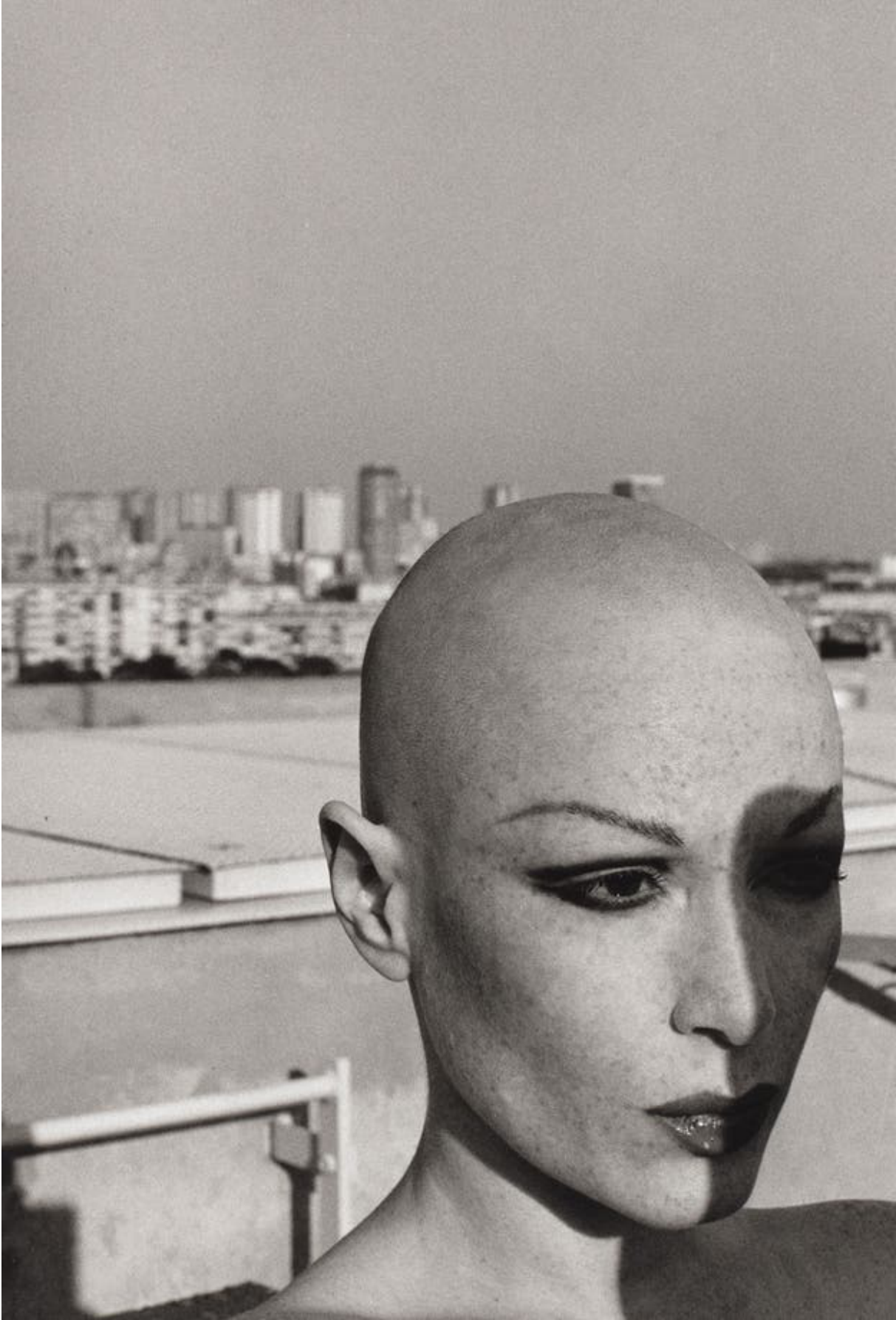
Beide Themen sind sowohl in der Winterthurer Einzelausstellung als auch in Zürich präsent, nicht so «Das lachsfarbene Boudoir». Zwar läutete dieses ihre Karriere ein, doch feierte es noch das Verschwenderische, Überbordende, beinahe Neobarocke und liess den Minimalismus späterer Innenräume – physischer wie psychischer – kaum erahnen. «Die graue Wand oder 36 schlaflose Nächte» von 1979 ist eine kühle Série noire aus 36 Aufnahmen mit 36 Manons in einem Paralleluniversum, die ebenfalls keinen Schlaf finden, ein Multiple Choice für das Ausstellungspublikum.





Aus der Serie: «Die graue Wand oder 36 schlaflose Nächte», 1979 (links); «Selbstporträt in Gold», 2014.

Manon / 2022, Pro Litteris, Zurich /Manon / 2022, ProLitteris, Zurich /





Aus der Serie: «La dame au crâne rasé», 1977/78.

Die Crux mit der Schönheit

Zuerst die Herren Kritiker, aber auch die unbezahlten Kunstinteressierten bestaunten immer die Glanzfassade, weil Manon nun einmal schön wie ein Filmstar war. Aber auch, weil diese Schönheit sogar noch die müden, vom Leben enttäuschten anderen Kunstfiguren Manons (aus ihrer Fotoserie «Ball der Einsamkeiten» zum Beispiel) – ihre Alter Egos auf Zeit – transzendierte. Die von ihrem Assistenten Sacha Nacinovic und Teresa Gruber (Fotostiftung Schweiz) im Austausch mit Manon kuratierte Ausstellung in Winterthur rollt ihre Karriere aus von den Anfängen bis in die Gegenwart.

Manons künstlerische Auseinandersetzung mit sich selber hat nichts zu tun mit Narzissmus oder Egomanie, sie griff zum nächsten verfügbaren Werkzeug und authentischsten Ausdrucksmittel. Auch Marina Abramovic, Cindy Sherman oder Nan Goldin sind in der Konsequenz Selbstdarstellerinnen, und sie alle waren nicht früher am Start als die Schweizerin. Woran liegt es, dass die Anerkennung der Arbeiten Manons nur zögerlich erfolgte? Stand die Schönheit am Ende mehr im Weg, statt ihr galant die Museumstüren aufzuhalten?

Die Ausstellung in Winterthur zeigt, welche Themen Manon bereits in den siebziger Jahren vorwegnahm: «La dame au crâne rasé» (1977/78) rasierte sich das Haar vom Schädel, jene Haare, die als Inbegriff der Weiblichkeit gehegt und gepflegt werden. Sich freiwillig davon zu trennen, glich einem Sakrileg und war notabene ein radikalerer Schritt als das seit wenigen Jahren hochgejubelte Bekenntnis zum natürlichen Grau des Alters, das den stolz Bekennenden ohnehin umgehend geklaut und in der Hipster-Haarfarbe «Granny Grey» an die Jungen verkauft wurde. Die 158 in Paris entstandenen Aufnahmen aus der Serie «La dame au crâne rasé» machte, exakt Manons Anweisungen befolgend, ihr damaliger Freund, ein junger Architekturstudent.

Die besten Bilder konservieren eine Science-Fiction-Aura, die ihresgleichen sucht. Ein Jahr früher drehte Nicolas Roeg «The Man Who Fell to Earth» mit David Bowie in der Hauptrolle. Und ebendieser Androgyne sollte später eine Fotografie der kahlgeschorenen Androgynen erwerben.

Eine weitere Maskerade, zu der das Make-up einmal mehr entscheidend beitrug, begleitete Manons Ehemann Sikander von Bhicknapahari: Die Serie «Einst war sie Miss Rimini» versammelt rund 90 farbige Reminiszenzen an eine fiktive Biografie, das Verblässen der Jugend, die schwindende Vitalität und die Schönheitskönigin eines Sommers an der Adriaküste. «Einst war sie Miss Rimini» erschien 2005 in Buchform bei Scheidegger & Spiess.



Manon: aus der Serie «Einst war sie Miss Rimini», 2003.

©Manon / 2022, Prolitteris, Zurich

Manon und Meret

Im Kunsthaus Zürich gibt der im Titel «Take Care: Kunst und Medizin – Streifzug durch die Geschichte von Krankheit und Heilung» enthaltene Kontext das Thema vor. Manons Gesundheit wurde aufgrund einer langjährigen Tablettenabhängigkeit andauernd auf den Prüfstand gestellt. Das Kunsthaus hat rund 300 Arbeiten von über 50 Künstlerinnen und Künstlern zu einem nicht streng medizinischen, sondern vielmehr von der Medizin inspirierten Querschnitt gruppiert.

Einer der Beiträge Manons ist das mittels eines Podests erhöhte und durch rundum leuchtende Glühbirnen überhöhte Spitalbett. Es steht in einem offenen Raum. Ihre Installation stellt das letzte Kunstwerk der Ausstellung dar. Nicht weit entfernt vom Eingang, der auch als Ausgang dient, liegen unter Glas Meret Oppenheims blassblaue, rot geäderte Handschuhe aus Ziegenleder. Meret und Manon, die 2008 den Prix Meret Oppenheim gewann. Der Kreis schliesst sich.

Fotostiftung Schweiz, Winterthur, bis 29. Mai. Kunsthaus Zürich, bis 17. Juli.